
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 228. Bromberg, den 19. Oktober 1928.

Die Liebe des Geigerkönigs.

Roman von J. Schneider-Foerstl.

(Schluß.

„Er wollte schon einmal sterben um sie!" warf der alte Radanyi kurzweg hin.

„Soo!"

Dann schwiegen sie wieder.

Von ferneher kam Hundegekläff und Pferdewiehern. Elemer trieb seinen Gaul immer wieder an und drängte nach vorwärts.

„Der Csikos!" durchfuhr es ihn. „Der kannte die Steppe wie seinen Mantel. Dem focht es nichts an, ob sie grün, verkohlt, oder weiß war, er fand seinen Weg. Der mußte mitkommen und wenn die ganze Pferdekoppel das Weite suchte. Was lag an hundert Gäulen, wo es ihr Leben galt.

Schnauben und Stampfen von Pferdehufen klang ihm entgegen. Eine Gestalt löste sich aus dem Windfang und trat in das Licht der Laterne.

„Elemer! — Bei allen Geistern der Steppe, was treibt dich in das Hundewetter?"

„Csikos —" eine Flut von Worten stürmte auf den Roßhirten ein.

Der schüttelte sich, daß die Metallstücke, Münzen und allerlei Seltenheiten, die an seinem Leibriemen hingen, aneinanderklirrten.

„Langsamer, Elemer. — Ich kann dich nicht verstehen."

„Mein halbes Leben will ich für dich geigen, wenn du sie findest!"

„Aaaah!"

Jetzt verstand der Csikos. „Sie ist unterwegs zu dir gewesen, Elemer?"

„Ja!"

„Und die Csarda verfehlt bei dem Teufelswetter!"

„Ja!"

„Das blonde Mädchen, das du einmal geliebt hast?"

„Ich hab sie noch nie so geliebt, wie in dieser Stunde!"

„Ich bring sie dir!"

„Csikos!"

„Ich bring sie dir — Bleib bei den Pferden!"

„Ich kann nicht bleiben — während sie umherirrt — vielleicht ist sie schon tot!"

„So schnell geht's nicht!" sagte der Hirte seelenruhig.

Diese übergroße Besorgnis schien ihm beinahe lächerlich. Sein Blut war bei zwanzig Grad Kälte noch ebenso flüssig und munter wie bei dem freundlichsten Frühlingswetter. Seine Muskeln und Nerven waren so elastisch, als käme er eben aus der Gaststube der Csarda von einer Flasche Roten. Seine Lammfellmütze war in den Nacken geschoben. Sie war ihm scheinbar zu heiß geworden.

„Also du bleibst, Elemer, oder ein anderer. Die Pferde laß ich nicht allein."

Elemer rief nach dem Knecht, der ihn begleitet hatte, der war froh, wenigstens einigen Schutz zwischen den hohen, schweren Eichenbohlen zu finden. Er versprach hoch und heilig, daß nichts fehlen werde.

„Bis zu den Pappelkrüppeln hat der Bella sie gebracht!" legte Radanyi dem Csikos klar. „Von dort weg muß sie den Weg verfehlt haben!"

„Ich find sie schon", kam es beruhigend.

„Du brauchst dein ganzes Leben keine Hand mehr zu rühren, wenn du sie mir bringst!" sagte Elemer in höchster Erregung.

„Das könnt ich nicht brauchen", wehrte der Roßhirt. „Es kommt für jeden seine Zeit. Ich habe dir einmal gesagt, daß du auf mich rechnen kannst, zu jeder Stunde, und daß ich dir nie vergesse, was du alles für mich getan hast — die Decke und die guten Bissen für die Großmutter, den Wein und die Blumen für die Raja und daß du immer gut zu mir warst!"

„Csikos!"

„Laß nur — ich weiß schon, was du sagen willst. Halt dich auf die Csarda zu. Allzuweit wird sie nicht sein!"

Dann verschwand er in der Nacht und zwischen den tanzenden Flocken.

Bei den Pappelkrüppeln hatte Elemer gesagt. Der Roßhirt fand die Richtung, wie ein Hund seinen Herrn, wie die Pferde ihren Stall.

Es war nichts zu erkennen. Ein paar Sterne und ein bißchen Mond, das hätte man ganz gut brauchen können. Aber es ging auch so. Er stapfte unbekümmert weiter, bis das Licht der Schenke mit einem dünnen Strahl in seine Augen fiel. „Teufel!" Er hatte versprochen, sie ihm zu bringen, das mußte also sein. Sie war ganz sicher ins Blinde gelaufen, wie die Spatzen ins Garn.

Der Wind flaute etwas ab. Auf dem weißen Schnee, keine zehn Meter von der Schenke weg, lag ein schwarzer Klumpen. Ein Wolf? Ein Mensch?

Mit ein paar langen Schritten nahm er die kurze Entfernung und beugte sich gegen das dunkle Etwas, das vor ihm hingestreckt war.

Sie war's!

Leblos, den Kopf zr Seite hängend, kniete sie in dem meterhohen Schnee. Bis hierher hatte sie sich durchgearbeitet und dann so kurz am Ziel mochte sie die Kraft verlassen haben.

Behutsam nahm er sie auf und neigte sein Gesicht über ihr weißes, starres. Es war wohl höchste Zeit gewesen. So ein Weib hielt doch gar nichts aus.

Luise Radanyi fuhr erschrocken auf, als jemand gegen die Scheiben schlug. Sie sprang nach dem Flur und öffnete die Türe. Csikos, die leblose Last auf den Armen, stand verlegen vor ihr.

„Ich habe sie gefunden. — Gleich da draußen. — Ein bißchen steif ist sie — aber sonst glaube ich nicht, daß ihr etwas fehlt", sagte er und tappte ihr nach, als sie, ohne ein Wort hervorzubringen, Elemers Zimmer vor ihm auftat.

Sorglich von seinen und Luisens Händen gehoben, legte man sie auf das schmale Sofa.

„Soll ich heißen Wein machen?" fragte der Roßhirt.

„Ja — ruf eine der Mägde, daß sie dir behilflich ist — aber macht schnell!"

Er hatte die Stube bereits verlassen.

Die Hände waren Luise Radanyi steif und ungeschickt vor Schrecken. Die nassen Kleider mußte man Eva Maria herunternehmen und ihr trockene überstreifen, heiße Flaschen mußten bereit sein, wenn man sie erst glücklich ins Bett gebracht hatte.

Der Csikos kam wieder und half, ohne viel Worte zu machen.

Der Glühwein, den er brachte, war zwecklos, es glückte nicht, ihr welchen einzuflößen. Die Lippen waren fest geschlossen.

Alles, was die Csarda an Decken besaß, schleppte Luise herbei. Der Roßhirt nickte Beifall.

„Wenn sie erst schwitzt, wird alles gut!" lobte er.
Draußen ging die Haustüre in den Angeln.
„Sie ist schon da!"
Der Csikos zeigte Elemer, der keuchend vor ihm stand, mit den Augen nach dessen Zimmertüre.
Luise Radanyi trat eben heraus.
„Mein Bub!"
Er lehnte mit geschlossenen Lidern gegen die Wand. Unter den Wimpern kollerten ihm die Tränen auf die hohlen Wangen.
„Komm!" bat sie und wollte ihn mit sich in das Zimmer ziehen.
„Nimm erst dein nasses Zeug ab!" erinnerte der Csikos. „Du machst mir sonst alles wieder voll Wasser!"
Ohne Elemers Zustimmung abzuwarten, schälte er ihn aus dem Mantel, der in der Wärme bereits zu tropfen begann. Er nahm die Pelzmütze ab und schob ihm einen Stuhl zu, den er rasch aus der Schänke holte, und drückte ihn darauf.
Mit kundigen Händen half er dem Willenlosen aus den hohen Stiefeln. „Sind meine Pferde doch versorgt?" fragte er zwischenhinein.
Elemer nickte und ließ sich trockene Socken und Hausschuhe überstreifen.
„Ich mache jetzt, daß ich weiterkomme!" sagte der Csikos. „Laß sie schlafen jetzt, Elemer, und mach ihr keine Vorwürfe mehr. Wenn sie liegen geblieben wäre, hättest du sie morgen tot gefunden bei deinem Fenster. An das mußt du denken, wenn du dich mit ihr aussprichst."
Ehe Radanyi noch ein Wort erwidern konnte, war er verschwunden.
Zusammen mit der Mutter trat er an Eva Marias Bett. Beide Hände vor das Gesicht schlagend, sank er davor nieder.
Schweigend entfernte sich Luise. Der Sohn konnte in dieser Minute niemanden brauchen. Selbst die eigene Mutter nicht.
Als sie nach einer halben Stunde zurückkam, kniete er immer noch in der gleichen Stellung.
„Geh schlafen, mein Bub", bat sie. „Ich bleibe bei ihr, kein Auge will ich zutun und wenn sie aufwacht, rufe ich dich!"
Er verneinte, ohne aufzustehen.
„Ich habe ihr so vieles abzubitten, Mutter!"
„Du, Elemer?"
Er nickte.
„Dann morgen!" drängte sie in ihn. „Laß es gut sein für heute!"
Er erhob sich und beugte sich über das blasse Antlitz in den Kissen.
„Mutter!"
Ihre Lippen bewegten sich leise. Sie fing die Tränen, die sich nicht mehr zurückdämmen ließen, damit auf.
„Mutter!"
„Ja, mein Bub!"
„Glaubst du, daß sie mich lieb hat?"
„Elemer!" klagte sie vorwurfsvoll.
Eva Marias Mund öffnete sich lallend.
Radanyi schob seinen Arm unter ihren Rücken und lehnte sein Gesicht gegen das ihre.
„Eve Mi! — —"
Ihre Augen öffneten sich weit. Ein Schrecken ließ ihren Körper zusammenzucken.
„Vater, ich will betteln gehen für dich, nur verkauf mich nicht."
Elemers Kopf fiel auf ihre Brust herab.
„Was wird aus mir, wenn du mich vergißt!" klang es dicht an seinem Ohr.
Luise Radanyi sah, wie seine Schultern geschüttelt wurden. Das ganze Drama begann sich vor ihr zu entrollen.
Eva Marias Fieberausbrüche enthüllten alles. Ihre und seine ganze, schwere Schuld. Wog eine so viel wie die andere.
Gegen Morgen wurde Eva Maria ruhiger. Ihre Hände lagen regungslos zwischen denen Radanyis. Ein Lächeln glitt, wie ein huschender Sonnenfunke über ihr Gesicht.
Erst gegen Mittag, als eine matte, schwache Helle sich über die Steppe legte, erwachte sie, sah ihn an ihrem Bette sitzen und schloß mit einem Erschauern die Augen wieder.
Er rief ihren Namen.
Ein angstvoller Blick traf ihn.
„Vergib mir! — —"
Ihre kraftlosen Hände fielen im vergeblichen Bemühen, sie zu falten, übereinander. Er legte sein Gesicht darauf und küßte sie.
Wortlos liebkoste er ihre Wangen, die nun frei von Fieberröte in tödlicher Bläße lagen.
Sie bemerkte seinen suchend forschenden Blick.
„Du bist es nicht mehr, Eve Mi!"
„Nein, ich bin eine andere!" sagte sie leise.
„Wer hat das aus dir gemacht, mein Mädchen?" klagte er.
„Du, Elemer!"
Er sprach nichts mehr. Schwer fiel sein Oberkörper über ihre Decke.
„Liebst du mich noch?" hörte er sie sagen.
„Elemer!" schrie sie auf, als ihr keine Antwort wurde.
Da hob er den Kopf und zwang den Blick ihrer Augen in die seinen.
„Was fragst du mich, Eve Mi? — Kann man ein Weib mehr lieben, als bis zum Wahnsinn?"
Ein Erschauern ging durch ihren Körper. „Elemer!" Ihre beiden Arme hoben sich nach ihm.
Er schloß die seinen um sie und bettete ihr Gesicht an seine Brust.
Leise hatte Luise Radanyi die Türe geöffnet. Ebenso geräuschlos schloß sich diese wieder.
Nichts sollte diese beiden heißgeliebten Menschen stören in der Stunde, in der endlich das Glück für sie gekommen war.

—: Ende. :—

Der Rabenkönig.

Eine heitere Geschichte von Hermann Anders Krüger.

Pöstadt und Nöstadt lagen nicht weit von einander, aber das eine im Herzogtum Meiningen, das andere im Großherzogtum Weimar. Beide besaßen ein schönes neues Rathaus und ein neues Amtsgericht, sie lagen an einem kleinen Flüßchen und betrieben daran Gerbereien, Spinnereien, Tuchfabriken und allerlei ähnliche nützliche Gewerbe. Beide hatten auch schöne alte Kirchen mit hohen Türmen, aber in Nöstadt hausten auf diesen Türmen Dohlen, auf denen von Pöstadt dagegen keine. Da die Einwohner sich nicht gerade liebten, suchten sie sich gern, zumal wenn sie beim Biere saßen, gegenseitig zu foppen. Vor alten Zeiten mochte Nöstadt wohl die reichere Stadt gewesen sein, in dem letzten Jahrhundert hatte ihm jedoch Pöstadt mit seinen wagemutigeren Industriellen den Rang abgelaufen. Das wurmte die Nöstädter gewaltig, und so strichen sie öfter, aber auch immer kleinlicher heraus, was sie mehr hatten als die Pöstädter, bis ihnen nicht viel anderes mehr übrig blieb als ihre Dohlen.

Als eines Abends mal wieder so ein neckischer Schänkenstreit im Gange war und ein grober Nöstädter verächtlich erklärt hatte, die Pöstädter seien zu armselig und könnten sich darum keine Dohlen leisten, erhob sich im Hintergrunde eine merkwürdige Eremitengestalt und rief: „Das wär' gelacht! Wetten wir, daß ich euch Nöstädtern binnen einem Jahr eure Dohlen vom Johanniskirchturm herunter pfeife?" Man reckte ringsum die Köpfe und sah nach dem seltsamen Herausforderer, der in der Tat einem Hexenmeister nicht gar so unähnlich sah. Einige Pöstädter Fuhrleute stießen sich verständnisvoll an und grinsten den Nöstädtern recht höhnisch ins Gesicht. Sie wußten Bescheid um den langbärtigen Einsiedler. Es war der Rabenkönig, der Triebnerhannes, der seit vielen Jahren allerlei Tiere mit großem Geschick zähmte und abrichtete, vor allem Krähen, Raben und Dohlen. Auf manchem Jahrmarkt hatte er mit seinen klugen Tieren ein gut Stück Geld verdient, selbst in Großstädten war er schon mit Erfolg aufgetreten.

Aber die Nöstädter kannten ihn nicht, sie lachten also nur hochfahrend und spöttisch, ja, ihr Hauptgrobian, ein reicher Gerbermeister, sprang auf, trat trotzig auf den Rabenkönig zu und schrie: „Die Wette wird mit hundert Talern gehalten — topp! Pfingsten übers Jahr versuch deine Kunst, Pöstädter Prahlhans, und die Nöstädter und ihre Dohlen werden dich auslachen."

Nun erhob sich auch Triebnerhannes von seinem Biertopf und rief: „Abgemacht — hundert Taler soll's kosten, ihr seid alle Zeugen. Hand her und durchgeschlagen!"

Die schnurrige Wette ward in der Tat geschlossen und von allen Seiten bezeugt. Pfingstmontag übers Jahr sollte Johann Triebner aus Pöstadt die Dohlen vom Nöstädter Johanniskirchturm herunterpfeifen oder hundert Taler Reugeld an Gerbermeister Sachse zahlen. — —

— — Anfangs redete man viel über die lustige Wette, dann aber vergaß man sie, schon weil der Gerbermeister bald darauf erkrankte und Triebnerhannes wieder in seine Einsamkeit verschwand oder auf Kunstreisen zog. Aber der Rabenkönig ging eilends und energisch ans Werk, um sein Versprechen zu erfüllen. Er holte zu seinem alten Stamm gezähmter Dohlen allerlei junge Brut aus Türmen und Ruinen der Umgegend, spielte sie auf seinen Pfiff und sein Kommando ein. Bald flogen sie alle miteinander gehorsam in die Lüfte und kehrten ebenso folgsam zur Fütterung in

ihre Käfige zurück. Als sie gut eingeübt waren, ließ er sie heimlich kurz vor Pfingsten durch seinen pfiffigen Sohn auf den Johanniskirchturm nach Nöstadt schaffen und schlug plötzlich an allerlei Ecken und Säulen der Nachbarstädte an: Der Rabenkönig von Pöstadt wird Pfingstmontag nach Nöstadt kommen, um vor aller Augen seine Wette zu erfüllen und die Dohlen Nöstadts vom Johanniskirchturm herunterzupfeifen.

Nun pochten die Neugier und die Aufregung reihum an die Fenster und Läden der beiden Nachbarstädte. Man neckte sich wieder weidlich in allen Kneipen, die Spannung stieg von Stunde zu Stunde, und selbst Meister Sachse kam vor Trotz oder Schrecken wieder auf die Beine. So stand schließlich am Pfingstmontag nachmittag eine dicht gedrängte Menge schaugierig unterm blauen Sonnenhimmel um die Johanniskirche herum, als der Rabenkönig nahte. Gebieterisch schaffte er sich Raum, befahl dann zu schweigen, und bald verstummte wirklich auch das letzte Murmeln der Harrenden.

Sein lockender Pfiff gellte zum Turme hinauf, um den zurzeit nur wenige Dohlen kreisten, da die meisten wie geduckt auf dem Turmbalkon und dem Dachfirst hockten, als seien sie zu Gaste. Auf den Pfiff fuhren viele auf, schwirrten wie verwirrt umher, einige flatterten zu Tal — noch ein Pfiff — und nun schossen sie wie Pfeile auf den Rabenkönig hinab. Der pfiff fröhlich weiter, warf hie und da ein wenig Futter hin, lobte die Gehorsamen, die sich ihm zutraulich auf Arme und Schultern setzten. Darauf schüttelte er sich, reckte die Arme empor, klatschte in die Hände und gab ein lautes Kommando. Wie ein Wunder war es zu schauen, als wirklich die ganze Schar der Dohlen sich wieder hinauf in die Lüfte zu schwingen begann. Der Rabenkönig lachte hell auf und schrie laut über die Menge: „Ist die Wette gewonnen?"

Jubelnd stimmte man ihm zu, klatschte begeistert Beifall, und viele riefen dazwischen: „Hoch Rabenkönig, es lebe Pöstadt! Meester Sachse — deine hundert Taler sind futsch! Los — zahlen — zahlen!"

Da winkte Johannes Triebner plötzlich seinen Sohn heran, der mit einem Wagen und einigen Käfigen abseits stand. Er schritt auf die Käfige zu und sagte lachend: „Gut, die Wette ist gewonnen, die hundert Taler mag Meister Sachse den Armen Nöstadts schenken; aber ich will mir zum Andenken noch ein paar Dohlen von Nöstadt mitnehmen — nach Pöstadt."

Und wieder pfiff er gellend hinauf zum Turm und streute vor und in die geöffneten Käfige einiges Lieblingsfutter seiner Dohlen, vorgekeimte Getreidekörner und geschnittene Stückchen von allerhand Wurzelknollen. Und richtig, wieder kehrten die schwarzen Gesellen, in dichten Scharen durch die Lüfte schwirrend, folgsam zu ihrem Herrn zurück, pickten und schmausten sich arglos in die Käfige hinein, die der Rabenkönig schmunzelnd verschloß. Den Rest der Dohlen jagte er durch Gesten und Kommandos zum Turme zurück, verneigte sich stolz vor der jubelnden Menge und fuhr mit seinem Sprößling und den Käfigen voll Nöstädter Dohlen triumphierend heim gen Pöstadt, während Meister Sachse und andere Nöstädter ihm mit langen Gesichtern nachstarrten.

Abenteuer in Singapur.

Skizze von **Ludwig Halla**, Wien.

Die mächtige Glocke des dunkelblauen Himmels wölbte sich über Singapur, der Eingangspforte vom Indischen Ozean nach den Meeren des Fernen Ostens. Hügel mit Kokoshainen überkrönen diese tropische Chinesenstadt, über der Britanniens Flagge weht. Asiatische Bilder voll unerhörter Buntheit allenthalben. Grelltürkisene Häuser werden von rostfarbenen, ockergelbe von rosenroten abgelöst. Verwirrend wahllos würfeln sich schier alle Baustile Europas, Indiens und Chinas durcheinander.

Mynheer van Straaten hatte einen der zahllosen Rickschakarren bestiegen, die wie irrsinnig in der strudelnden Wucht des Straßenlebens durcheinander polterten. Trapp! trapp! klopften die Fersen des halbnackten Kulis über das Pflaster; wie ein gelber Kürbis wackelte sein Chinesenkopf unter dem kegelförmigen Spitzhütchen. Welch Gewimmel von Farben und Leben! Malayen mit rot-weiß gewürfeltem Sarong, schwarzbraune Madrassis von der Koromandelküste in rosafarbenem Faltenwurf mischten sich unter die Söhne des Himmels. Chinesische Schnörkel glitzerten aus allen Ecken. Pagodentürme winkten mit ihren schnabelförmig nach oben gekrümmten Dächern herüber.

Aus dieser Welt funkelnder Geheimnisse rollte ihn dann der schlitzäugige Kraftmensch, vorbei an den unsagbaren Pritschenkäfigen der Kulis, die sich zu Massenquartieren übereinander schachtelten, wo alles nach Moder und brenzlichem Sesamöl duftet.

Ins riesige Raffles Hotel zurückgekehrt, lehnte Mynheer van Straaten nach dem Tiffin in einen der bequemen Rotangstühle der Halle und blies den blauen Rauch seiner Upman vor sich hin, während er beim Surren des elektrischen Fächers mit halbgeschlossenen Augen ein wenig döste.

Als er durch den starken Javatee ermuntert aufsah, haftete sein Blick verweilend auf einer offensichtlich englischen Schönheit. Flüchtig blitzte es wie halb unterdrückte Munterkeit aus ihren Augensternen, die wie fragend unter den langen Pinseln ihrer Wimpern aufbrannten. Aber schon trat würdevoll ein ergrauter Engländer von vornehmer Sicherheit, vielleicht der Vater, zu ihr. Kindlich fügsam erhob sie sich und folgte ihm nach dem Speisesaale.

Wie schade, dachte van Straaten, nur knapp 24 Stunden noch für Singapur! Und dazu allerhand Hiobsposten. Auf seinen Pflanzungen im Süden Sumatras, die er kürzlich bereist hatte, kam es zum Totschlag zwischen den angeheuerten Kantonchinesen und den heimischen Delileuten. Und dann der Eilbrief seiner Gattin aus Amsterdam, der soeben angekommen war und von einem verwegenen Juweleneinbruch in ihrem Hilversumer Landhaus Buitenrust berichtete.

Eine englische Zofe, mit glänzenden Empfehlungen im Frühjahre eingetreten, hatte den Dienst tadellos versehen und vor Schüchternheit kaum die Augen aufgeschlagen. Nach kurzem Feiertagsurlaub bat das Mädchen mit einer Karte aus London um Verlängerung der Frist, weil ihre Mutter schwer erkrankt sei. Da der große Koffer der Zofe zurückgeblieben war und kein Stück vom Tafelsilber und Mevrouws Ringen und Armspangen fehlte, schöpfte man nicht den geringsten Verdacht, zumal aufklärende, tieftraurige Briefe Ethels in Abständen anlangten.

Erst eine Hochzeitsfeier bot mitten im Sommer Veranlassung, das eiserne Kästchen, das an ein geheimes Schrankfach in den Gemächern des Gatten angeschraubt war, zu öffnen. Mit Entsetzen gewahrte Mevrouw van Straaten den Diebstahl des prachtvollen Erbschmuckes ihrer Mutter. Im Kämmerchen der verschwundenen Zofe fanden sich deren Sachen, sogar der Reisepaß, den freilich die Polizei als Fälschung erklärte. Fünf Wochen zu spät drahtete man nun nach Scotland Yard.

Mit seltsamem Gleichmut nahm Mynheer von dem schweren Verluste Kenntnis. Durch verschiedene Sinnesart, vielleicht auch die häufige Trennung, waren die Beziehungen zu seiner Frau kühler geworden. Was galt ihm, dem Tatmenschen, überhaupt die weibliche Freude an Juwelen! Warum sich den für heute geplanten Ausflug nach der Sultansstadt Dschohor durch das offenbar Unabänderliche verleiden lassen?

Jedes Zaudern verscheuchte das Eintreten Fred Parkers, seines Jugendgefährten aus der fröhlichen Oxfordzeit, der ihn abholen kam. Die Kleinbahn durchquerte binnen einer Stunde die hügelige Singapurinsel mit ihrem undurchdringlichen Urwald und feuchten Pfuhl. Ein Dampfer kreuzte dann den Sund nach der Stadt des Schattensultans. Fred machte den Führer zu Palast, Moschee und Orchideengrotte. Dann traten beide in die berüchtigten Spielhöllen, wo schmierige gelbe Männer mit leidenschaftlichen Augen um die Tische hocken. Man setzt auf eines der vier Felder und gewinnt, sobald der Messingblock mit seiner Zinnoberkante auf das gewählte zeigt.

Rotgolden tauchte das Tagesgestirn in die Fluten, als der Rückdampfer abstieß. Im letzten Augenblick noch hatte sich der Engländer von Raffles mit seiner bildschönen Tochter eingefunden, die Fred Parker als Reisebekannte begrüßte und mit seinem Freunde bekannt machte. Eine anregende Stunde folgte, in die das Geisterlohen des Abendscheines durch das Mangrovedickicht, das Zirpen von tausend Zikaden etwas von banger Abenteuerlichkeit mischte. Die unendliche Verheißung der Tropennacht spann unsichtbare Fäden des Verständnisses zwischen zwei Menschenherzen.

In Raffles Hotel spielte eine Malayenkapelle zum Tanze. Fast hätte van Straaten seine reizende Begleiterin nicht wieder erkannt: Kostbare, hauchdünne Mechelnspitzen umrahmten ihre edelgeformten Schultern, ein Krönungsreif von Brillanten blitzte aus ihren seidigen kastanienbraunen Locken. Sein bewundernder Blick fand eigentümlich lächelnde Erwiderung. Schon versuchten sie sich im Zweischritt, den sie so glänzend beherrschte, daß sie ihn, den Ungelenken, beinahe führte. Er neigte sich zu ihr und atmete den Duft ihres Haares. Selig glitt die Stunde dahin. Warum nur mischte sich seltsame Beklommenheit in van Straatens Glücksempfinden?

Wie durch Hypnose gebannt, haftete sein Auge an ihrem Hals. Plötzlich deuchte ihn, als hätte er die dünne Platinkette mit dem rosa haselnußgroßen Brillanten schon irgendwo gesehen. Unsinn! Flatterspiel der Gedanken!

Als sie in der Pause nebeneinander saßen, fing sich sein Blick an einem Halbmond von Brillanten, wo — merk-

würdig genug! — dieselbe Raute fehlte, die seine Frau einst auf dem Hofempfang bei Königin Wilhelmine verloren und er selbst für die Palastwache genauest beschrieben hatte. Mit steigendem Entsetzen glitt sein Auge über den fürstlichen Stirnreif: nun erkannte er auch das leichtverbogene Ende des Erbschmuckes, das seine Frau gezögert hatte, richten zu lassen. Die kleine englische Zofe, die er ja nie erblickt hatte, gehörte gewiß einer Hochstaplerbande an. Dunkle Kinderaugen ruhten fragend in den seinen.

Van Straaten trat mit seiner Tänzerin auf den Balkon. Erregt stammelte er: „Sie haben einen wundervollen Schmuck, der Ihrer würdig ist, Miß Ethel", — nun erriet er ja den Vornamen der Abenteurerin — „kennen Sie Villa Buitenrust in Hilversum?" — Da umschlangen ihn schlanke Arme, und lechzende Küsse siegelten seine Lippen, weich und doch von zuckender Wildheit. „Verrate mich nicht", flüsterte sie flehend, „mein Schicksal liegt in deiner Hand!" Als der umflorte Zauber des Augenblicks zerronnen, streifte der Pflanzer die schönen Arme von sich. „Wirrsal der Gefühle! Lassen Sie mir bis morgen Zeit, Miß Ethel", sagte er endlich gefaßter und führte sie zu ihrem Begleiter zurück. —

Eine flinke Rickscha rollt van Straaten in den Hexensabbath von Singapurs Chinesennacht. Teuflischer Gespensterreigen zuckt, plärrt, kreischt, quiekt durcheinander. Ruch wie von Raubtieren mischt sich mit dem Dufte von Räucherwerk und gärenden Tropenfrüchten. Meterhohe Ampeln glosen über einem Netzwerk von Bambus. Chinesenmädchen hocken gleich Wachspuppen in ihren feinschmeckerisch getönten Seidengewändern. Wie im flattrigen Angsttraum stürzen die Bilder durcheinander, die den Pflanzer in das süßliche Rauschparadies des Opiums begleiten.

Als am folgenden Abend die Sonne zur Rüste geht, schwimmt van Straaten auf dem Javadampfer durch die tropische Inselflur. Die Sonne glitzert im schaumgefleckten Kielwassergürtel. Ein Mann rafft sich zu neuem Schaffensmut empor. Mag Miß Ethel die gestohlenen Juwelen behalten! Zu ein paar neuen Ceylongeschmeiden für Hilversum wird es nächstes Jahr wohl reichen.

Eisland.

Von Hellmuth Unger.*)

Ein Polarschlitten mit zwei Männern bespannt ist in der großen Einsamkeit Eislands ein so winziges Etwas, daß es kaum Beachtung findet, wenn man es nicht mit aller Schärfe sucht.

Israel hatte sich eine niedere Kanzel aus Schnee gebaut, vor der er bequem kauern konnte, um durch das aufliegende Rohr nach Cap Sabine hinüber zu spähen.

„Du, William?"

Croß lag am Boden, wieder im Pelz verhüllt, und rauchte.

„Was?"

„Da drüben bewegt sich was."

„Eh' sie nicht schießen, brauchen wir nicht zurück."

„Nein. Es könnte Rice sein."

„Wo?"

„Oder ein Tier."

Fern, fern stampften zwei Männer von Süden nach Camp Clay zurück, und nur die Hoffnung, noch vor Abend das Lager zu erreichen, trieb sie zu immer neuer Anstrengung.

„Mein Gott!"

„Rice und Edvard? Glaubst du?"

„Sie bringen Rettung."

Das optische Instrument verkürzte die Entfernung. Kein Zweifel, die längst erwarteten Kameraden kamen vom Cap zurück.

„Sagte ich dir nicht, William, daß heute Sonntag ist?"

„Du hast recht, Benjamin. Wir wollen das Lager alarmieren!"

Sergeant Croß schoß in regelmäßigen Zwischenräumen dreimal in die Luft.

Das war das verabredete Zeichen.

Rice und der Eskimo konnten den Knall der Schüsse noch nicht hören. Drunten im Camp aber wurde es lebendig. Die Leute kugelten fast aus dem gehöhlten Eingang heraus.

Drei Schüsse vom Lager als Antwort.

„Verstanden!"

Einer zog die Flagge an einem in den Schnee gesteckten Ruder auf.

Das war Brainard. Er hatte das Fahnentuch in Verwahrung. Das geliebte Sternenbanner mit seinen roten und weißen Streifen und seinen achtundvierzig Sternen im blauen Viereck.

Greely machte sich mit einigen Leuten sofort auf den Weg, den Erwarteten entgegen. Sie mochten schwer genug an den Lebensmittellasten geschleppt haben, die sie aus dem Depot vom Cap mitbrachten.

Der andere Teil der Mannschaft wartete vor den Baracken. Ungeduldig.

Nur Korporal Elison lag allein im Halbdunkel des niederen Raumes. Bleich und mit gehöhlten Backen ruhte er auf seiner Pritsche und konnte sich nicht bewegen. Frostbrand wütete in den leblosen Füßen und peinigte den Hilflosen bei der kleinsten Bewegung.

Elison lauschte und rief. Niemand beachtete ihn jetzt. Er hielt die frostwunden Hände um sein Evangelienbuch gefaltet und betete.

„Laß sie gute Nachrichten bringen, Gott, für uns alle!"

Er wartete. Wartete auf den Jubel der Kameraden draußen. Dies war vielleicht der letzte, der allerletzte Tag im Camp Clay. Und morgen würde man aufbrechen zum Cap, wo der „Proteus" schon wartete. Die Stille wurde erschreckend.

„Hallo, Doktor!?"

Doktor Pavy kam als erster wieder. Warf sich auf sein Lager in der Ecke und lachte grimmig.

„Ist Rice zurück?"

„Ja."

„Nichts Gutes, Doktor?"

„Scheint nicht so."

„Haben Sie ihn gesprochen?"

„Er gibt eben dem Alten Rapport."

„Die Wahrheit, Doktor! Die Wahrheit!" stöhnte der Gequälte.

„Hast du Gutes erwartet? Ich nicht."

„Oh!" sagte Elison leise und schloß die Lider.

„Sie werden uns doch nicht im Stich gelassen haben! Mit den Vorräten von Cap Sabine werden wir ausreichen bis zu den Littleton-Inseln. Und von dort ist es nicht mehr weit, bis nach Etah, wo uns die Eskimos helfen können. Sagen Sie doch, was geschehen ist, Doktor!"

„Littleton-Inseln!" grunzte Doktor Pavy und sah den Korporal lauernd an. „Glaubst du denn, daß du mitmarschieren kannst, Elison?"

„Wenn Sie mir helfen!"

„Ich müßte dir die Knochen absägen unterm Knie. Dann vielleicht."

Elison wurde bleich vor Entsetzen.

„Ihr wollt mich doch nicht zurücklassen?"

„Nein. Aber vorher krepieren wir alle."

Jetzt kam Sergeant Rice und hinter ihm Jens Edvard in die Hütte. Beide waren so erschöpft, daß sie nicht mehr reden konnten. Greely gab jedem einen Becher voll Rum, den sie gierig tranken.

„Hallo, George!"

Rice starrte den rufenden Kameraden an. Sein Blick war gebrochen. Er erkannte ihn nicht. Dann stürzte er nieder.

*) Anmerkung der Schriftleitung: Hellmuth Unger hat soeben ein neues Werk „Eisland", Roman einer Expedition, vollendet, das demnächst im Verlag Carl Schünemann - Bremen erscheinen wird. Vorstehender Abschnitt ist diesem Roman entnommen.



* **Ein glückbringender Schuß.** Beim Moorhuhnschießen in Schottland wurde kürzlich einer der Jagdteilnehmer von dem Baron Moritz von Rothschild, der mit der Schußwaffe unachtsam umgegangen war, am Halse verletzt. Der Verwundete machte gegen den unglücklichen Schützen einen Schadenersatz geltend, der angesichts des notorischen Reichtums des Missetäters nicht gerade niedrig ausfiel. Derartige Unglücksfälle können für den Verletzten zuweilen recht vorteilhaft ausgehen. So geschah es einmal, daß der älteste Sohn des Königs Ludwig XV. von Frankreich auf der Jagd einen Herrn seines Gefolges anschoß, und zwar so unglücklich, daß der Verletzte lebenslänglich gelähmt blieb. Um ihn zu entschädigen, wurde „ihm und seinen Nachkommen für alle Ewigkeit" vom Staate eine Rente von 6000 Livres jährlich zugebilligt. Durch alle Wechselfälle, welche die Geschichte Frankreichs im Laufe der beiden letzten Jahrhunderte erlitten hat, in der Königtum, Kaisertum und Republik in bunter Folge miteinander abwechselten, ist diese Rente stets gezahlt worden, und noch heute genießen die Erben des angeschossenen Höflings die Früchte der Ungeschicklichkeit des Dauphins.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.